

Der nachfolgende Text ist Auszug eines Vortrags über die Entwicklung studentischer Werte bei der „Wohnheimtagung“ des Deutschen Studentenwerks (DSW) in Aachen am 5. Mai 2010. Neben dem Wandel der studentischen Werthaltungen waren auch Folgerungen im Hinblick auf das studentische Wohnen zu ziehen.

Die Ausführungen basieren auf dem Studierendensurvey, einer bundesweiten Langzeitstudie, die von der AG Hochschulforschung an der Universität Konstanz seit den frühen 80er Jahren durchgeführt und vom BMBF gefördert wird. Das Themenspektrum ist breit gefächert: Neben der Studiensituation werden u.a. Motive, Wertorientierungen, berufliche Vorstellungen sowie gesellschaftliche und politische Einstellungen erhoben.

### 38.3 Entwicklung studentischer Werte und Wohnen

#### Wichtigkeit von Lebensbereichen

Die Aussagen der Studierenden zur Wichtigkeit von **Lebensbereichen** bieten erste Hinweise zu ihren Einstellungen und Orientierungen. So wird im Vergleich der verschiedenen Bereiche deutlich, dass der private Bereich für die Studierenden mit Abstand die größte Bedeutung besitzt. Über 80% ist der Partner, die eigene Familie, aber auch die Freunde und die Geselligkeit sehr wichtig. Knapp darunter rangiert die Herkunftsfamilie mit Eltern und Geschwistern (73%), dann folgt der Freizeitbereich (68%). Erst danach nimmt die Hochschule und das Studium eine besondere Bedeutung ein (für 62% sehr wichtig). Viel später kommen Beruf und Arbeit (42%), Natur und Umwelt (39%), Kunst und Kulturelles (31%) oder Politik und öffentliches Leben (29%) in der Rangreihe der Wichtigkeiten vor.

Im Zeitvergleich fällt auf, dass die Herkunftsfamilie seit Anfang der 90er Jahre wichtiger geworden ist. Zugenommen hat auch die Bedeutung der Hochschule, die Studierenden identifizieren sich stärker mit ihrer Ausbildung und ihrem gewählten Lebensabschnitt. Abgenommen hat dagegen stark die Wichtigkeit von Natur und Umwelt, etwas die Bedeutung von Kultur und Politik. Der Blick für Bereiche außerhalb des eigenen Lebens verliert an Bedeutung, während das eigene Leben mehr in den Mittelpunkt rückt.

#### Erwartungen an das Studium

Die Erwartungen an den **Nutzen eines Studiums** werden von beruflich-professionellen Haltungen angeführt. Später eine interessante Arbeit zu haben (76%) und mehr über das gewählte Fach zu erfahren (74%) sind die primären Erwartungen der Studierenden. Fast genauso groß ist die Erwartung an eine gute wissenschaftliche Ausbildung (67%).

Dann folgen gleichermaßen autonome, materielle und Bildungserwartungen, so die Möglichkeit zur Entwicklung eigener Ideen (55%), ein gutes Einkommen zu sichern (53%) sowie eine allgemein gebildete Persönlichkeit zu werden (49%). Einen soziale Nutzen des Studiums sehen etwas weniger Studierende, wie anderen zu helfen (36%) oder die Gesellschaft zu verbessern (39%), jedoch mehr als Erwartungen an einen sozialen Aufstieg hegen (30%).

An Fachhochschulen heben die Studierenden die materiellen Erwartungen etwas hervor, dagegen nehmen sie die sozialen etwas zurück. Auch in der Wissenschaftlichkeit sehen sie weniger Nutzen für sich.

Seit den 90er Jahren hat die Erwartung an die Wissenschaftlichkeit und die Allgemeinbildung zugelegt, ebenso die materiellen und sozialen Aspekte. Etwas zurückgenommen wurden die autonomen Erwartungen.

## Berufliche Werte und Ansprüche

In den **Berufswerten** dominiert die Vereinbarkeit mit dem Privatleben und der Familie. Dieser Aspekt ist den Studierenden am wichtigsten in ihrem späteren Beruf (78%). Danach folgen Merkmale einer autonomen Aufgabenorientierung, wie immer neue Aufgaben zu haben (68%), eigene Ideen entwickeln zu können (63%) und selbständig Entscheidungen zu treffen (60%). Gleichbedeutend ist den Studierenden aber auch die Arbeitsplatzsicherheit (64%) oder mit Menschen zu arbeiten (60%).

Danach folgen Merkmale einer sozialen Orientierung, wie Nützliches für die Allgemeinheit zu tun (51%) und anderen zu helfen (50%). Weniger Bedeutung haben hierbei materielle Merkmale wie ein hohes Einkommen (32%), Aufstiegschancen (31%) und Führungsansprüche (29%), ebenso wie eine wissenschaftliche Tätigkeit (29%) oder Unbekanntes zu erforschen (33%). Kaum geht es den Studierenden darum, später viel Freizeit zu haben (15%).

An Fachhochschulen ist vor allem die Karriere wichtiger, die Arbeitsplatzsicherheit (74%), sowie Einkommen (45%), Aufstieg (45%) und Führung (36%). Geringere Ansprüche haben die Studierenden am Helfen (43%) und dem Allgemeinwohl (37%).

An Bedeutung gewonnen hat seit den 90er Jahren vor allem die Arbeitsplatzsicherheit, weniger stark die offensive Karriereorientierung und die Vereinbarkeit mit dem Privaten. Leicht abgenommen haben die autonomen Ansprüche im Beruf.

Dominante Werte	Zunahme seit 1993
<ul style="list-style-type: none"><li>■ Motive:<ul style="list-style-type: none"><li>• fachlich-ideell</li></ul></li><li>■ Erwartungen:<ul style="list-style-type: none"><li>• fachlich-professionell</li></ul></li><li>■ Berufswerte:<ul style="list-style-type: none"><li>• Vereinbarkeit mit Privatleben</li><li>• Autonome Aufgabenorientierung</li></ul></li></ul>	<ul style="list-style-type: none"><li>■ sicherer Arbeitsplatz</li><li>■ gutes Einkommen, Aufstieg</li><li>■ Erwartungen an gute Ausbildung und Nutzen für Allgemeinwohl</li><li>■ Wichtigkeit von Familie und deren Vereinbarkeit mit Beruf</li></ul>

Im Vordergrund stehen bei den Studierenden also ideelle Motive, professionelle Erwartungen und autonome Aufgabenorientierung, bei gleichzeitiger Hervorhebung des privaten Bereichs und dessen Vereinbarkeit mit dem Beruf. Zugenommen haben Karriere- und Sicherheitsansprüche, Nützlichkeitsersparungen und die Bedeutung des eigenen (auch familiären) Lebens.

Dabei wird deutlich, dass die unterschiedlichen Orientierungen für die Studierenden keine Widersprüche darstellen. Eine materielle Ausrichtung geht oft mit einer genauso starken sozialen, autonomen oder Bildungsorientierung einher. Zwischen 40% und 75% der Studierenden stellen sowohl materielle als auch gleichzeitig andere Motive heraus. Reinen Materialisten sind dagegen selten, nur 5% der Studierenden geben an, dass nur materielle aber keine der anderen Motive für sie sehr wichtig seien.

Große Unterschiede treten allerdings zwischen den **Fächerguppen** auf. Materielle Motive und Erwartungen sowie eine Orientierung an Karriere sind besonders deutlich in den Wirtschaftswissenschaften festzustellen, wichtig sind sie auch in der Rechtswissenschaft. Wenig Bedeutung haben sie dagegen in den Kultur- und den Sozialwissenschaften. Letztere weisen dafür vor allem ideelle, soziale und Bildungsorientierungen auf. Die Medizin hebt sich durch den besonders starken Aspekt des Helfens und dem Gemeindienst ab, aber auch durch

autonome und verantwortungsbezogene Orientierungen. Die Naturwissenschaften stellen vergleichsweise hohe Ansprüche an die wissenschaftliche Seite, während die Ingenieurwissenschaften allen Orientierungen eine ähnliche Gewichtung beimessen.

### **Weitere Aspekte zum Wertwandel**

Weitere Befunde, die sich aus den Aussagen zur Studiensituation und den studentischen Orientierungen ergeben, festigen und fokussieren die bisher beobachteten Haltungen. So hat die kritische Sicht auf den Wettbewerb nachgelassen, gleichzeitig aber auch die Unterstützung des Wettbewerbs und der Glaube an Leistungsprinzipien, Aufstiegschancen oder Gleichheitsgedanken. Für die Berufsaussichten sieht die Mehrheit Probleme voraus.

Schwierigkeiten bereiten den Studierenden Leistungsansprüche und Vorausplanung. Aber auch Studienfinanzierung, Stoffbewältigung und Zeitverzögerungen durch Auslandsaufenthalte. Prüfungs- und Zeitdruck sowie die große Stoffmenge führen zu Belastungen, teilweise auch die finanzielle Lage. Als Forderungen stehen neben Reformen, Wirtschaftskooperationen und Finanzierung vor allem die Überfüllungsproblematik und die praktische Ausbildung im Vordergrund.

Dennoch ist die Mehrheit der Studierenden mit ihrer Studentenrolle und der Fachwahl zufrieden. Abbruchgedanken hegen wenige. Den Studierenden ist ein guter (nicht aber ein rascher) Abschluss wichtiger geworden, wofür sie auch mehr arbeiten wollen, obwohl drei von vier Studierenden nebenbei erwerbstätig sind.

Die Kontakte bestätigen die stärkere Orientierung an das familiäre und das private Leben, aber auch an die studentische Gemeinschaft. Der Focus liegt damit wieder auf einem Rückzug auf das eigene und private Leben und der Sicherung der späteren beruflichen Zukunft, mit klaren Forderungen an die Employability, bei gleichzeitig zurückgehenden Interesse, Kritik und Optimismus. Trotz mancherlei Überforderungen (auch durch Erwerbstätigkeit) sind die meisten aber mit ihrer Rolle als Student/in zufrieden.

### **Zusammenfassung und Folgerungen für das studentische Wohnen**

In einer sich für die Studierenden systemisch verändernden und gleichzeitig krisengeschüttelten Welt wird die Unsicherheit der eigenen Zukunft zunehmend greifbar. Ängsten muss entgegengetreten werden, Realität muss anerkannt werden, Ansprüche gesenkt und neue Prioritäten gesetzt werden. Eine gute Ausbildung soll berufliche, materielle und familiäre Sicherheit bieten, aber dennoch eine interessante Tätigkeit und gesellschaftlichen Nutzen ermöglichen, auch wenn deren Realisierung im Beruf weniger erwartet wird. Die Gewähr dafür sollen ein guter Abschluss und praktisch-professionelle Qualifikationen leisten.

Wie lässt sich nun die heutige Studierendengeneration im Fokus dieser Aussagen kennzeichnen?

Trotz des zentralen Themas der Unsicherheit ist sie nicht als unsichere Generation zu benennen, dafür hat sie zu klare Vorstellungen. Uninteressiert kann man sie auch nicht nennen, denn sie haben klare Prioritäten und Erwartungen. Auch Individualisierungstendenzen sind trotz einem allgemeinen Rückzug nicht zu beobachten. Und ein hedonistischer oder utilitaristischer Lebensstil passt als Interpretation ebenso wenig auf die abzubildende Szenerie. Eher bleibt der vorherrschende Pragmatismus des neuen Jahrtausends auch weiterhin erhalten, jedoch stärker überschattet von Unsicherheitsgefühlen, die sich in einem stärkeren Rückzug in das bekannte Leben ausdrücken und dem Sicherheitstreben eine zunehmende Priorität einräumen. Insofern ist die Studierendengeneration weiterhin eine pragmatische Generation, jedoch zunehmend stärker auf die Absicherung der eigenen unsicheren Zukunft ausgerichtet, sodass man die Studierenden vielleicht am ehesten als pragmatisch-defensiv beschreiben könnte.

Ihre Priorität liegt in der Ausbildung mit einer Präferenz auf Sicherheit, während die ideelle Ziele als Potentiale erhalten bleiben, deren mögliches Scheitern an der Realität aber akzeptiert wird.

**Studierendengeneration 2010**

**pragmatisch-defensiv**

- ◆ Priorität Ausbildung
- ◆ Präferenz Sicherheit
- ◆ Potential Ideale

Welche Aussagen lassen sich nun aufgrund der Befunde für das studentische Wohnen treffen?

Aufgrund der pragmatisch-defensiven Sichtweise der Studierenden sind folgende Bedürfnisse und Wünsche zu vermuten: Die Wohnung muss Rückzug bieten, einerseits für ungestörtes effizientes Arbeiten, andererseits als Basis für das eigene private Leben, wozu auch Partner, Familie und Freunde gehören. Sie muss daher Eigenständigkeit gewähren, genügend Platz bieten aber auch bezahlbar sein. Die Nähe zur Hochschule und anderen Studierenden dürfte willkommen sein.

**Ausblick zur Wohnsituation**

Aus Wertstrukturen lassen sich bestimmte Bedürfnisse folgern:

Die Wohnung sollte:

- Rückzug bieten (Lernen / Partner)
- Eigenständigkeit gewähren (Privatleben)
- akzeptabel sein (Niveau, Größe, Preis)

Eine Wohnung ist für die Studierenden mehr als eine reine Schlafmöglichkeit, wobei aber kein Luxus angestrebt wird, sondern ein zum Lebensabschnitt und den Möglichkeiten pas-

sendes Domizil. Es muss bezahlbar aber auch akzeptabel sein, wobei die Realisierung der Ansprüche dennoch einen gewissen Preis haben darf. Die zunehmenden Gratifikationserwartungen deuten eher auf eine Hebung des Standards hin, die Erwerbslast und die finanziellen Sorgen dagegen eher auf einen kostengünstigen Blick.

Zu erwarten wäre wohl am ehesten ein Trend zur kleinen Wohngemeinschaft oder eigener Wohnung allein oder mit Partner, die aber nicht völlig isoliert ist. Weshalb auch campusnahe Wohnangebote wieder zunehmend erwünscht sein könnten.

Wollen Wohnheimanlagen diesen Bedürfnissen der Klientel entsprechen, sind wahrscheinlich die vorrangigen Ansatzpunkte die zu gewährende Eigenständigkeit und die Wohnungsgröße. Problematisch könnten sich dabei zeitliche Beschränkungen erweisen.

Allerdings sind Folgerungen für zukünftige Wohnungsbauplanungen allein auf der Grundlage der momentanen allgemeinen Wertstrukturen von Studierenden natürlich unsicher und wenig ratsam. Ich persönlich würde auf dieser Basis keinen definitiven Ratschlag geben wollen, auch wenn sich deutliche Grundhaltungen ableiten lassen. Besser eignen sich hier eigenständige Erhebungen zu den Wünschen und Vorstellungen der Studierenden oder kommender Generationen.

**Frank Multrus**